



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 4.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

Das Seemannsgrab bei Arensch.

Ein toter Seemann lag am Strand;
Man kannte nicht sein Vaterland.
Die Sturmflut trieb das Wellenheer
Und brachte ihn vom weiten Meer.
Man grub ihn ein, wo man ihn fand,
Wo Seewind weht den Dünen sand.
Wo Wind und Wogen rauschen her
Und Grüße bringen von dem Meer,
Wo leicht beschwingt die Möve zieht,
Wo tönt der Wellen uralte Lied.
Der Sturm singt dumpf den Trauerchor,
Die Brandung schäumt am Strand empor.
Dann rinnt aufs einsam-stille Grab
Des Meeres Tränenflut herab.

H. Mahler.

Das Land Hadeln als Naturschöpfung.

Von

Prof. Dr. W. Wolff, Trohnau b. Berlin.

I.

Das Land Hadeln stellt eine von Geesthöhen umrahmte Marschbucht dar, die von der Südseite der Elbmündung tief ins Binnenland eingreift. Im Osten scheidet die waldige Wingst sie von der Oste-Marsch; doch zieht sich südlich der Wingst ein mooriger Niederungsarm von einem Gebiet zum andern, so daß die Wingst selbst eine vollkommene Höheninsel wird. Erst mit dem Lamstedter Westerberg beginnt die zusammenhängende Geest. Im Westen dagegen bildet die hohe Veth von Lehe bis Cuxhaven ein geschlossenes Höhenufer, das, weit gegen die See vorspringend, die Elbmündung zu einer halben Wendung gegen Nordwesten zwingt und an seiner Außenseite bis an die letzte Meile von dem zur Weser schauenden Marschensaum des Landes Wursten begleitet wird. Dieser gerade Rand von Norden gen Süden ist eine bedeutungsvolle Uferlinie, die weit über unser Gebiet bis nach Neuenkirchen an der Weser hinaufzieht. Weniger scharf ist die Begrenzung der Hadeln-Bucht im Süden. Ausläufer der Geest und flache Höheninseln wechseln hier mit Moorniederungen ab, die ihrerseits gen Norden allmählich in Marschland übergehen. Auch im Osten, um die Wingst, und besonders im Westen um die Geestinseln von Westerwanna und Ahlen dehnen sich gewaltige Randmoore aus, die das eigentliche Marschland einengen. So ist der südliche Teil der Hadeln-Marschbucht, das sogenannte „Sietland“, ein Zwittergebilde von Moor und Marsch, während der nördliche, das frei zur Elbe sich dehnde „Hochland“, reiner, starker Marschboden ist. Der Name Hochland ist für einen Binnenländer unbegreiflich; nur das auf allerfeinste Höhenunterschiede eingestellte Auge des Marschbewohners und Wasserbaumeisters vermag ein solches Zentimeter-Hochland von dem im Winter in eine riesige Pfütze sich verwandelnden flachen Lande zu unterscheiden. Am Rande gegen die Geest noch ein paar Seen, im Innern zwischen Deichen einige mehr künstliche als natürliche Wasserläufe und dazu ein Kanal: das ist das ganze geographische Zubehör des Ländchens, wozu dann allerdings noch die menschlichen Siedlungen, Straßen, Gräben, Brücken und Dämme kommen. Alles ist äußerst behutsam auf mittleren Elbwasserstand eingestellt, Landfläche, Gräben, Kanal und Fluß-

spiegel. Aber in der Elbe selbst flutet und ebbt es täglich so gewaltig auf und nieder, daß der rollende Wasserteppich einer einzigen Tide dicker ist als die ganze Klaihaut, in die die Landkarte der benachbarten Marsch vom Menschen eingekerbt ist. Es besteht also ein sehr empfindliches Verhältnis zwischen Wasser und Land, und eine geringe Störung, mag sie in einer Senkung des Landes oder einem Anschwellen des Wasserspiegels bestehen, würde der ganzen Landschaft zum Verhängnis werden. Das kommt daher, weil der Mensch allein die Verteidigung des Landes gegen das Wasser übernommen und das Land entwaflnet hat. Ehe er seine starren Deiche und genauen Siele gezogen hatte, verteidigte das Land sich selbst vermittelt einer beweglichen Linie. Auf den weiten Matten liefen die täglichen Fluten sich tot, und der grüne Saum der bewachsenen Erde raulte dem Wasser die feinen Schüttelchen, düngte, nährte und erhöhte sich damit und gewann in stiller, zäher Selbsttätigkeit alsbald alles wieder, was ein besonders wilder Sturmangriff der See ihm einmal geraubt hatte.

Es hat einen hohen Reiz, diesen langen Kampf und den mühseligen Werdegang des Landes Hadeln in der Vorzeit kennen zu lernen, und wir wollen dies einmal versuchen.

Die große nordenuropäische Bergstocherung war vorüber, und die wüsten Moränenhaufen in Norddeutschland hatten sich mit frischem Eichengrün bekleidet. Weit ins jetzige Nordseegebiet dehnten sich die Fluren des etwas höher als jetzt gelegenen Landes. Da kam noch einmal eine Kälteperiode, etwas schwächer zwar als die vorige, aber doch von der Dauer einiger Jahr-Zehntausende. Nochmals stieß das skandinavische Inlandeis südwärts vor und bedeckte das ganze Ostseegebiet und das Land bis zur Elbe. Unsere engere Heimat blieb zwar vom Gletscherseil selbst verschont, aber die kalten und heftigen Nordwinde brachten Wald und Wiesen fast ganz zum Absterben, bliesen den trockenen Sand aus dem Boden aus, so daß die zurückbleibenden Kiesel sich vielfach zu einem förmlichen Pflaster an der Oberfläche zusammenschlossen, wie es noch jetzt fast überall unter der Heide vorhanden ist, und verwandelten unser Land in eine kahle Einöde, auf der nur im Sommer Mammut, Rennkiter und Wiesel dürstige Nahrung fanden. Damals bekamen die nunteren Hügel jene abgeflachten, greisenhaften Formen, die sie jetzt zur Schau tragen, und veränderten die Ebenen im Getriebe der Inlandsdünen, die noch an manchen Orten vorhanden sind. Hadeln war eine von baumlosen Höhen umkränzte Hochebene in weiter Ferne vom Meere.

Das Ende dieser Zeit können wir etwa in das zwölfte Jahrtausend vor Christo setzen. Da war die Herrschaft des Eises in Nordeuropa endgültig gebrochen, wenn es auch noch 6000 Jahre dauerte, bis das letzte große Binneneisfeld in Schweden zerbrach. Unser Land legte aufs neue die schöne grüne Tracht an, und unter den Strahlen einer wärmeren Sonne und dem feuchten Hauch der Westwinde, die den kalten Nord- und Ostwind verdrängten, gediehen saftige Wiesen und mildreiche Eichen-, Birken- und Föhrenwälder. Aus Westen und Süden wanderten kleine Stämme von Jägern und Fischern mit Knochenharpunen und Feuersteinspeeren ein und stritten um den Besitz der Jagdgründe. Elbe und Weser strömten an den letzten Ausläufern der Wingst und der Wurster Heide vorüber ungezügelt Westen durch das Flachland gen Nordwesten zur grauen Nordsee, die erst jenseits von Helgoland ihre Wogen regte, und in der sich damals noch die große, wildreiche Doggerbank-Insel aus flachen Wattgründen erhob, unbekümmert von den späteren Hochfluten des Kanals. Die jetzt so träge Geeste und Oste plätscherten flinken Laufes durch tiefe, noch nicht vom

Moor aufgefüllte Täler, und im Lande Hadeln hatten die Böfche, die Aue und die Medem freien Durchzug zwischen niederen Sandhügeln, die jetzt tief im Grunde der Hochmoore und Marschen versunken liegen. Die Seen von Flögeln, Bederkesa, Stinse und Weizenmoor existierten ebenso wenig wie der fette Marschboden von Bülkau und Otterndorf, und keine Tide, ja, nicht einmal eine hohe Sturmflut, vermochte den Lauf des Elbwassers umzukehren, wie es jetzt täglich zu vorbestimmter Stunde geschieht.

Hatten aber vordem außerirdische Kräfte, die den Himmel wärmten oder trübten, das Schicksal des Landes allein regiert, so begannen nun unterirdische Gewalten einzugreifen. Der feste Boden begann aus jenen rätselhaften Ursachen, die Gebirge aufstürmen und Inseln versenken, langsam in die Tiefe zu weichen. Träger wurde der Lauf der Gewässer, die Täler versumpften und die ersten großen Moore bildeten sich. Hadeln bekam einen neuen Nachbar, den es vordem nie erblickt hatte: Jan Blank, die Nordsee. Dieser Nachbar war sehr landgierig. Er kam als Konkursverwalter des zugrunde gehenden Landes und legte es darauf an, auf Schleichwegen auch das noch zu erwerben, was er auf graden nicht kriegen konnte. Er war mit allen faulen und üblen Elementen im Bunde, besonders mit Sumpf und Moor, die er leicht überwältigen konnte. Gerade von Norden her konnte er seine Sturmwater nicht hoch genug auflaufen lassen. Deshalb sorgte er für eine mächtige Verbreiterung und Vertiefung des englischen Kanals, damit ihm sein Teilshaber, der Südwestturm, ein tüchtiges Wasserkapital zubringen konnte, das er für seinen bösen Betrieb brauchte. Nun ging er mit offener Rücksichtslosigkeit vor. Die tapferen Hügel draußen bei Helgoland und weiter drinnen vor Duhnen und Arensch, die sich verzweifelt gegen die grimmige See wehrten, wurden hinweggerissen, und die sinkende Hochebene von Hadeln wurde verschluckt. Immer höhere Fluten wälzten sich in den Elb- und Wesertrichter hinauf, nach allen Seiten das schwache Land bedrängend; schon war südlich der Wingst ein Durchbruch nach Westen erfolgt, und wenn diese durch die Bodensenkung verursachten Meeresangriffe lange genug gedauert hätten, so wäre vielleicht auch die Hohe Lieth zwischen Holstiel und Neuenwalde zerrissen worden.

Aber nun kam Hilfe. Die Bodensenkung hörte zwar noch nicht auf, aber sie verlangsamte sich sehr, und so bekam das bedrängte Land ein wenig Erleichterung. Es geht in der Natur zuweilen gerade so zu wie in der Menschenwelt. Jan Blank hatte Mühe, seine Eroberungen zu verdauen; an weitere Ausdehnung konnte er kaum noch denken. Seine eigenen Taten lehrten sich gegen ihn.

Wie sah es in Hadeln zu diesem kritischen Zeitpunkte aus? An Stelle der alten Ebene dehnten sich weite Watten aus, die das ganze Gebiet des späteren Hochlandes und Siellandes erfüllten. Ein feiner, toniger Schluffsand bedeckte den Boden, über den die Taschentücher liefen, Tang und Seegras wurden am Ufer zusammengepült, und weiße Muschelbänke umgaben die Riefe, an denen die Möven fischten. An vielen Stellen war kaum eine deutliche Grenze zwischen Watt und festem Lande vorhanden. Weite Schilfsümpfe dehnten sich hier aus, und hinter ihnen begannen die wilden Moore. Denn das Moor war gewissermaßen der Vorbereitungsstand für das Watt. Das sinkende Land versumpfte zunächst und wurde Moorgebiet, und dieses wurde nach und nach von der See überholt.

(Schluß folgt.)

Unterweser oder Niederweser?

Von
D. Steilen, Bremen.

Diese Fragestellung mag manchem Leser auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, denn soweit er sich erinnern kann, hat er nur Unterweserorte, Unterweserlokation, Finanzamt Unterweser, Schleppschiffahrtsgesellschaft Unterweser gehört. Das soll nicht bestritten werden. Aber wenn auch die mit „unter“ gebildeten Zusammensetzungen heute allgemein gebraucht werden, so ist damit noch keineswegs gesagt und bewiesen, daß sie richtig und sprachgeschichtlich zu begründen sind. Als Anwohner der Weser aber berührt uns die Frage doch soweit, daß wir eine Untersuchung wohl anstellen können.

Schauen wir uns einmal in unserer engeren und weiteren Heimat um, so werden wir finden, daß seit alter Zeit das Tieferliegende als nieder, nedden, nerden bezeichnet wurde. Wie ist's bei anderen Flüssen? Denken wir den Blick zum Vater Rhein. Das Bergland an seinen Ufern, jedes Kind lernt in der Schule, heißt nur das Niederrheinische Schiefergebirge. Und das Nibelungenlied, das uns auch an den Niederrhein führt, beginnt:

do wuchs in Nederlanden
eines richen kunigs kint,
des vater hiez Sigmunt,
sin muoter Siegelint.
Ze einer burge richen
witen vil bekant
niden bi dem Rine
dru was ze Santen genant.

Oder blicken wir zur Elbe! Durch sein prächtiges Buch „Die Niederelbe“ hat Richard Linde dafür gewirkt, daß sich diese Bezeichnung immer mehr wieder einbürgert. Linde liefert den Nachweis, daß es bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts allgemein Niederelbe hieß.

Und wie steht's nun mit der Weser? Gerade im Stromgebiet der Weser und den angrenzenden Landesteilen läßt sich an Orts-, Flur- und Familiennamen nachweisen, daß es seit alter Zeit Brauch war, Tieferliegendes als nieder zu benennen. An Ortsnamen zähle ich nur auf: Niederhaverbeck (und Oberhaverbeck im Naturschutzpark), Neddenriep (Kreis Fallingb.-hölle), Nieder-Marschacht (Kreis Winfen), Nieder-Ohe (Kreis Celle), Neddenaverbergen (Kreis Verden), Niederbüren (Bremer Landgebiet). In Meppen gibt es einen neddersten Hof. Oder vom anderen Weserufer! Die Gemeinde Oldenbrock bei Elsfleth umfaßt Altendorf, Middelort und Nedderort; die Nachbargemeinde Neuenbrock die Bauernschaften Oberhörne und Nedderhörne. Ein Teil des Dorfes Banderkesee, der niedriger liegt als der übrige Ort, heißt Neddenhusen. Als Gegenbeispiel vermag ich nur Unterlüß bei Celle zu nennen. Diese Gegenüberstellung beweist überzeugend, daß die mit nieder-nedder gebildeten Ortsnamen in solchem Umfange vorkommen, daß sie als die Regel angesprochen werden müssen.

Genau so steht's auch mit den Flurnamen! Das Staatsarchiv in Bremen bewahrt eine von G. Mosengel in Hoya im Jahre 1810 angefertigte Karte auf; darauf steht bei dem Orte Hingste eine oberste und nedderste Wiese verzeichnet. Blohm's Karte von 1822 enthält die Flurbezeichnung: Der Lantener niederster Groden. In der Feldmark Rehm führt ein Weg den Namen Nedderwardenerweg, der Volkslage nach so benannt nach einem von der Weser verschlungenen Dorfe Nedderwarden. Tieferliegende Wiesen in der Gemarkung Rechtenfleth heißen Neddermoor. Bei Geestemünde soll es eine Nedderwisch geben. In den Leher Flurnamen kommt, wie Herr Schröder mir mitteilte, das Verhältniswort „unter, unterhalb“ nicht vor, dafür aber „benedden“, z. B. „benedden den Berge“. Für benedden steht auch nedden oder nerden. Im Oldenburgischen läßt sich dieselbe Beobachtung anstellen. Im Moorriem, in Oldenbrock und in Schwei liegt vor der Bauernreihe auf halbem Wege zum alten Wasserlauf (Viene, Loosfleth) die Nedderstrat. Also auch hier wieder die Tatsache, daß das Volk zur Bezeichnung des Tieferliegenden das Verhältniswort nieder, niemals unter benutzt.

Noch sei erwähnt, daß der tieferliegende Teil des Bielelandes bei Bremen stets nur Nieder-Bieland genannt wird im Gegensatz zu dem höher liegenden Ober-Bieland. Genau dieselbe unterschiedliche Benennung kehrt im Blokslande wieder. Und das Land, das die Weser durchfließt, heißt seit altersher Niedersachsen, nicht Untersachsen.

Auch die Familiennamen sollen noch kurz eines Blickes gewürdigt werden. Dem Bremer Adreßbuch entnehme ich folgende Namen: Neddermann (westfälisch Niermann), Niedergerke, Neddermeyer, Niederbockstruck, Niederelz, Niederfranke, Niederhäuser, Niederhoff, Niederkrone, Niederlein, Niederlohmman, Niedermeyer, Niederquell, Niedermöhrmann und nur — Unterberg und Unterbrink.

Führten uns diese Namen in die Vergangenheit, so wollen wir doch auch den Sprachgebrauch der Gegenwart nicht außer Acht lassen. Noch heute spricht das Volk nur von nedden, nie oder selten von unten. Wenn in meinem Heimatdorfe Driftflethe (Kreis Geestemünde) jemand in die tiefer liegende Marsch geht, so geht er stets „na nedden“, niemals „na unnen“, allenfalls „hendahl“. „He gung nedden upr Däl.“ — „He is de nedderste in'r School.“ In Oldenbrock (Amt Elsfleth) sagt man auch, wie Herr Pastor Ramsauer in Rodenkirchen mir bestätigt, „he is hendal, he is nedden an't Sieldeep“, und das Merkwürdige dabei ist, daß es heute eigentlich „henup“ und „baven“ heißen müßte; denn dort liegt das später eingedeichte hohe Land, hier liegen die hohen Fettweiden (daher „nedden dat hoge Land“, eigentlich ein selbstamer Widerspruch). Die große Tür im Bauernhause heißt Nien dö (nien = nider).

Nach diesen Ausführungen, die zur Genüge dartun, daß sprachgeschichtlich nur „Niederweser“ zu begründen ist, wollen wir noch ein wenig bei diesem Namen verweilen. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts war allgemein die Bezeichnung Niederweser gebräuchlich. Im Jahre 1798 ließ der Propst Johann Gottlieb Bischoff in Bersabe eine für die Heimatgeschichte bedeutsame Schrift erscheinen: „Die Niederweser und Osterstade.“ Dem Buche sind zwei von Tischbein gestochene Karten beigegeben, die die Niederweser darstellen.

Ungleich zahlreicher sind die Beispiele von der Niederelbe, die in dieser Richtung liegen. Ich entnehme dem bereits erwähnten Vindeschen Buche: „Die Muse der Niederelbe 1769.“ Niederelbisches Magazin 1787. Niederelbisches Merkur 1815. In den Akten über die Verhandlungen der Weserschiffahrts-Akte, die bald nach den Befreiungskriegen einsetzten, heißt es nur die untere Weser und Unterweser. Diese Bezeichnung hat sich denn auch allgemein eingebürgert. In meinen Ausführungen glaube ich indessen nachgewiesen zu haben, daß sich sprachgeschichtlich allein Niederweser rechtfertigen läßt, so daß man die

Wiedereinbürgerung dieser Bezeichnung nur mit aufrichtiger Freude begrüßen könnte.

Es fragt sich allenfalls noch, für welche Strecke der Name Niederweser in Betracht käme. Soweit ich in alten Schriften gelesen habe, bezieht sich der Name auf den Teil des Flußbettes, der von Ebbe und Flut berührt wird. Das wäre bis Bremen, derselben Stelle, wo See- und Flußverkehr sich die Hand reichen.

Gebietsaustausch an der Geeste.

Von
Hermann Schröder, Lehe.

Die Geeste bildet in ihrem Unterlaufe infolge der ungleichmäßigen Aufschüttung des Flußtales viele Schlingen, deren einschließende Landteile „Hören“ heißen. An der Leher Seite lagen auf der Strecke von der Mündung bis zur Leher Brücke Maenhorn, Wüfel, Geesthelle und Bherhorn (Fährhorn), an der Geestendorfer Seite Nurtke, Wählacker, Boderer Hören und Reuterhamm. Maenhorn und Nurtke blühten im 17. Jahrhundert ihren Charakter als Hören ein, weil die sie begrenzende letzte Geesteschlinge infolge Abdämmung verlandete.

Das Maenhorn, der südlichste Teil der Leher Feldmark, umfaßte vom heutigen Stadtbezirk Geestemünde das nördliche Ende des Handelshafens, den Kanal bis über die Brücke hinaus und dessen nähere Umgebung, an der Südseite wohl etwas mehr als an der Nordseite. Es bildete eine Insel, die von Lehe aus nur über ein vorgelagertes Watt zu erreichen war. Von spätestens 1670 an war das Watt von der jetzigen Geestemündung durchschnitten, so daß das Maenhorn nur noch mittels des Bootes zugänglich war. Der Wüfel, dessen Anhängel das Maenhorn einst war, umfaßte das alte Stadtgebiet Bremerhavens von der Geestemündung bis zum Weserdeiche, der in der Gegend der Hannastrasse zur Geeste hinüberführte und bei der Leher Brücke endigte. An den Wüfel schloß sich die Geesthelle an, deren Name im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden in Verbindung mit Rickmers Werft noch heute viel genannt wird. In dem darauffolgenden Fährhorn lagen die beiden Leher „Häfen“, die Ruhle und das Sieltief der Aue, die hier in die Geeste mündete. Auf der Sükte, dem Lagerplatz der Unterweserwerft, erbaute im Jahre 1550 ein Bremer Bürger ein Salzhaus, daher der Name „Sülte“.

Von den Geestendorfer Hören sind zwei größtenteils in das Stadtgebiet einbezogen: Nurtke und Wählacker. Die Nurtke ist das Gebiet zwischen dem Hafen und der Borriesstrasse, der Wählacker das der Werft von Tecklenborg. Ganz in ihrer Ursprünglichkeit als Weideland liegen die Boderer Hören da. Der Reuterhamm ist durch die Geestebegradigung von seiner Muttermark abgetrennt, ihn durchquert ein alter Heerweg, die Landstrasse Bremen-Lehe, der hier mittels der „Franzosenbrücke“ die Geeste überschritt. Die den Reuterhamm einschließende Flußschlinge geht, weil sie abgedeicht ist, ihrer Verlandung entgegen.

Sämtliche Hören lagen bis auf den Reuterhamm im Außen-deiche. Sie wurden durchweg als Weide und Weide genutzt. Ihr Ertrag war in günstigem Sommer gut; denn die Eigentümer ernteten stellenweise auf dem Morgen 13 bis 15 Zentner Heu. Gemessen wurde das Land auf der Leher Seite nach Bührder Jück, die etwa 150 Quadratruten hielten, oder nach Spallteilen von ungleicher Größe.

Die Hören haben zum Teil eine bemerkenswerte Geschichte; heimische und fremde Nachhaber benutzten sie zur Erreichung politischer Ziele und wirtschaftlicher Vorteile. Die angrenzenden Gemeinden Lehe und Geestendorf (Geestemünde) zogen sie an oder ließen sie fahren, je nachdem sie bei dem Handel tätig oder leidend auftraten.

Auf einem der Hören oder doch in seiner Nähe erbaute im Jahre 1407 der Erzbischof Johann Schlamsdorf die Stinteburg. Wenn die Angaben der Quellen „zu Lehe“, „hart bei der Fähr zu Lehe, bei dem Deiche“, „in der Parochie Geestendorf“ richtig sind, so muß die Stinteburg auf dem Reuterhamm gelegen haben, wenn auch zu berücksichtigen ist, daß der dargige Boden sich nicht gut als Baugrund einer Burg eignete. Andererseits lag die Burg gerade vor der Fähr zu Lehe am rechten Plage; denn sie war als eine Zwingburg gegen Lehe und Wursten gedacht, die beide noch der erzbischöflichen Herrschaft unterworfen werden sollten. Ob die Bremer Forscher, die die Stinteburg in den sogenannten Geestendorfer Bauernwall oder doch in dessen Nähe (Alter Bahnhof) verlegen, feste Unterlagen für ihre Annahme hatten, ist mir nicht bekannt. Als Ausstattung der Burg wird neben anderem Gut der Wüfel genannt, den die Leher, nachdem die Burg von den Wurstern zerstört worden war, an sich gerissen haben sollen, wie das Böder Register behauptet. In Wahrheit wird sich die Sache so verhalten haben, daß die Leher nur ihren alten Besitz, den der Erzbischof widerrechtlich der Burg zugelegt hatte, wieder zurücknahmen.

Im dreißigjährigen Kriege und in der Schwedenzeit waren Maenhorn und Wüfel als Lagersplatz von Festungen ausersehen. Erzbischof Friedrich, ein Sohn Christians IV. von Dänemark, erbaute 1639 auf dem Maenhorn eine Schanze, die gleichermäße ein Machtmittel gegenüber der Stadt Bremen wie

ein Stützpunkt der dänischen Politik in den Elb- und Weserländern sein sollte. Doch ehe die Kanonen der Schanze in Tätigkeit treten konnten, mußte der Erzbischof auf Eingreifen des deutschen Kaisers, dessen Hilfe die Stadt Bremen angerufen hatte, die Wälle abtragen lassen. Im Jahre 1653 nahm Schweden Besitz von Lehe und legte auf dem Maenhorn wieder ein Erdwerk, die sog. Leher Schanze, an, die im dänisch-schwedischen Kriege eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Ein Holzschnitt im Morgenstern-Museum in Geestemünde, der dem Werke Pusendorfs: „Sieben Bücher von den Taten Karl Gustavs“ entnommen ist, zeigt die Zurückeroberung der von den Dänen besetzten Feste durch den Grafen Wrangel am 2. August 1657.

Die Bewohner Lehes und Geestendorfs waren von den kriegerischen Unternehmungen in ihrer Nachbarschaft keineswegs entzückt. Nicht nur, daß die Leher das Maenhorn ohne Entschädigung hergeben mußten, sondern sie und die Viefänder wurden auch mit Einquartierung, Schanzenbau, Verproviantierung der Festung ungeheuer geplagt.

Zehn Jahre später beschloß die schwedische Regierung die Gründung einer Stadt auf dem Wüfel, die zugleich Festung und Handelsplatz sein sollte. Im Jahre 1672 wurde der Bau unter der Leitung des Obristen Melle begonnen und das Maenhorn zur Gewinnung der nötigen Bausteine abgegraben. Die Einladung König Karls zur Besiedelung der Stadt hatte aber trotz in Aussicht gestellter Religions-, Gewerbe- und Steuerfreiheit wenig Erfolg. Rauhes Klima, Mangel an gutem Trinkwasser und Nahrungsmitteln mochten hauptsächlich die Ursachen des Mißerfolges sein. Als Festung bewährte sich die Karlsburg auch nur auf kurze Zeit. Nach einer fast viermonatigen, die Aushungerung bezweckenden Belagerung im brandenburgisch-schwedischen Kriege wurde sie am 12. Januar 1676 den Verbündeten vom Obristen Melle übergeben. Von Melles Hand rührt vielleicht ein Plan der Festung im Morgenstern-Museum her, der auch das von der letzten Geesteschlinge eingeschlossene Maenhorn mit der Leher Schanze zeigt. Bei Anlegung der Karlsburg wurde die Maenhornschlinge an ihrem Ausgangspunkte abgedämmt und dadurch ihre allmähliche Verlandung eingeleitet, die ähnlich wie die der Reuterhammschlinge verlaufen sein wird. Ein kümmerlicher Rest blieb als „alte Geeste“ noch über hundert Jahre erhalten. Die Karlsburg mußte schon nach einigen Jahren von den eigenen Erbauern zerstört werden. Der Grund und Boden, dessen Vergütung die schwedische Regierung übernommen hatte, wurde den Eigentümern wieder eingetan und von ihnen seiner alten Bestimmung als Weide- und Heuland zugeführt. Noch nach hundert Jahren aber sprachen die Leher von diesem Flurteil als von der „Karlsburg“, „Karlstadt“ oder „Stadt“, von der „Stadtbrücke“, vom „Stadtgraben“ und vom „Stadtwege“. Von Maenhorn ist in Lehe nicht mehr die Rede. Unter welchen Bedingungen es an Geestendorf überging, ist nicht bekannt.

Eine wirkliche Stadt, nämlich die Stadt Bremerhaven, entstand an Stelle der Karlsburg von 1827 an. Zu dieser Gründung verkaufte die hannoversche Regierung den am 14. November 1826 von den Eigentümern erworbenen Wüfel an die Stadt Bremen, ohne die Zustimmung der Fleckeneinwohner einzubolen, die natürlich lieber den neuen Hafen mit ihrem Orte vereinigt gesehen hätten. Diese erhoffte Vereinigung steht auch heute noch aus, und sie kann, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, wohl nur so geschehen, daß Lehe wieder wird, was es früher über 200 Jahre lang war, ein Bremer Lehe.

Wie Maenhorn und Wüfel ging auch die Geesthelle dem Flecken Lehe verloren. Dort legte zu Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts Peter Rickmers eine Schiffswerft an. Er versprach sich geschäftlichen Vorteil, wenn seine Werft dem entstehenden Freihafen Geestemünde angegliedert werde, und suchte die hannoversche Regierung für diesen Plan zu gewinnen. Diese war einverstanden und verfügte, nachdem sie die Zustimmung des Gemeindevorstandes Lehe erhalten hatte, gegen den Willen der Grundbesitzer die Zulegung der Geesthelle zum Gemeindebezirk Geestemünde.

Die von 1890 an durchgeführte Geestebegradigung nahm dem Flecken Lehe kein „Horn“ mehr, wohl aber zwei wertvolle Flußschlingen. Im Lehe wieder mehr an den Fluß heranzubringen; verhandelten die Stadtverwaltungen Lehe und Geestemünde im Jahre 1918 über die Angliederung des Reuterhamms an Lehe. Die Stadt Geestemünde, deren Zukunft mehr nach der Weser als nach der Geeste hin liegt, ging auf die Wünsche der Schwesterstadt ein, und im nächsten Jahre konnte die Vereinigung des Reuterhamms mit dem Stadtbezirk Lehe vor sich gehen. So hatte Lehe für die drei verlorenen Hören wenigstens ein Horn wiedergewonnen.

Best- und Sterbebügel.

Von
Georg Beermann, Campe b. Stade.

Anfang Dezember. Grauer Morgen hat die kalte Nacht abgelöst. Lange haben Frost und Nebel um die Herrschaft gerungen, bis der verhaßte Graue Sieger geblieben ist. Reste von weißem Reis an Stein und Busch erinnern an die Nacht des

eifigen Windes, der noch jetzt die langen Nebelschwaden beunruhigt und in feinen Fäden hin- und herwiegt. Schon steigt am Osthimmel die feurigrote Kugel der Sonne auf, lockert den Nebelschleier, löst ihn nach und nach ganz und läßt die Landschaft in ihrem Licht freundlicher erscheinen. Weich sind heute die Umrisse der grünen Saatefelder, der fahlen Wiesen mit den hochgefüllten Wassergräben, des Föhrenwäldchens im Felde und weithin des grauen Fadens vom breiten Strom. Eifig haucht der Morgenwind zwischen den Büschen am Begrande dahin, als wollte er noch das letzte Fünkchen Leben töten, das ihm bisher trohnte. Noch leuchten die Früchte des Weißdorns in ihrem fatten Rot, und die Heckenrosen sind von den vielen Hagebutten wie besät. Solch reiche Ernte an den Büschen haben die gesiederten Gäfte lange nicht mehr einbringen können. Aus einem wenig entfernten Heckenrosenbusch klingen mir eigenartige Töne und Triller entgegen. Die sind so weich, so fremdartig, fast klagend wie eine russische Volksweise. Sie lassen mich stehen bleiben und lauschen. Da sehe ich auch schon die Gesellschaft der nordischen Wanderer, die hier fern der Heimat ihr Brot suchen müssen. Es sind Seidenschwänze (*Bombicilla garrula*), deren Kleidung so fremdartig ist wie ihr Gesang. Schon von weiten fällt die aufrichtbare Federhülle auf, die den Kopf ziert. Eine schwarze Kehle und gleichfarbige Zügel vervollständigen das merkwürdige Aussehen des Kopfes. Die rotbraune Farbe des seidensartig weichen Gefieders geht nach hinten allmählich in ein reines Grau über. Die durchweg heller gefärbte Unterseite des Körpers wird in der Steißgegend rostbraun. Die dunkelgrauen Flügeldecken zeigen an den Handschwingen hellgelbe Flecke, an den Armschwingen weiße Ranten und z. T. kleine rote Hornfortsätze. Der kurze dunkelfarbige Schwanz endet in gelben Spitzen. Behende klettern die etwa 20 Zentimeter langen Tiere in dem Heckenrosenbusch umher und lassen sich durch meine Nähe — ich bin kaum 5 Meter entfernt — gar nicht bei ihrem Morgenimbiss stören. Mit der Eile des Schlossergergesellen im Biede sind sie dabei, ihren guten Appetit zu stillen. Sichtlich lichtet sich die Zahl der Früchte unter den schnellen Schnabelhieben. Wenn die Vögel in einen Busch einfallen, sind sie dreist und arglos. Häufig geraten sie deshalb in Dohnenschlingen, die der Vogelsteller aushängt, selbst in den Hausgärten.

Am Mittag komme ich auf der Landstraße zurück. Da sitzt die ganze Schar in einem hohen Rüsterbaum mit aufgeplustertem Gefieder. Fast ohne Regung sitzt sie da stundenlang — tagelang. Den einmal gewählten Ruheplatz, den sie besonders gern in Nadelhölzern sucht, verläßt sie nur, um nach Nahrung auszusüßeln. Findet sie wilddachsende Früchte in ausreichendem Maße, so hält sie sich längere Zeit an einem Ort. Sonst verläßt sie die ungastliche Stätte und streicht im Lande umher. — Bei uns tauchten die Vögel Ende November plötzlich in vielen Scharen auf. In anderen Jahren lassen sie sich wenig oder gar nicht sehen. Umfangreiche Schneefälle in den nordischen Gebieten treiben den Seidenschwanz, sich weiter südlich seine Nahrung zu suchen. So hält er sich in unseren Breiten während des Winters gewöhnlich bis März auf, um dann in seine Heimat zurückzukehren. Dann nährt er sich im Sommer gewöhnlich von Insekten (Mücken), die dort wegen ihres massenhaften Auftretens in manchen Zeiten geradezu eine Plage der Menschheit sind. In dieser Zeit, wenn er reichlich Nahrung findet, baut er in den ausgedehnten Nadelwäldungen jener Gebiete sein Nest, und zwar so unauffällig, daß das Brutgeschäft des Vogels erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt ist.

Das Volk kann sich das unregelmäßige Erscheinen und den oft nur kurzen Aufenthalt des Seidenschwanzes nicht erklären und findet auch in dem fremdartigen Aussehen desselben Inhalt genug, ihm eine besondere Bedeutung für das Wohl und Wehe des Menschen beizulegen. Mit anderen unregelmäßig auftretenden nordischen Wintergästen, dem Rußhäger und dem Kreuzschnabel, ist der Vogel als Kriegs- und Sterbevogel gebrandmarkt worden. Während er nach O. Vege auf Helgoland Siebenswense genannt wird, heißt er in Oldenburg Kriegsvogel und in Holland, wo er nach demselben Autor 1847, 1849, 1850, 1851, 1892, 1893, 1903 häufig auftrat, Pestvogel. Als der dreißigjährige Krieg kam, hatte es nach Hermann Böns Bauernchronik „Der Werwolf“ wunderbare Zeichen gegeben. „Es waren Rosen gewachsen, aus denen wieder Rosen kamen, das Brot hatte gebürtet, auf den Koppelwegen lagen Sternschnuppen, drei Tage hintereinander im Juli kamen Unmengen von Schilleholden (Vibellen) über die Haide geflogen und hinterher ebenso viel Buttervögel; es gab mehr Mißgeburten bei dem Vieh, denn je zuvor, die Mäuse hekten unnützlich. Pest- und Sterbevögel ließen sich sehen, am Himmel zeigten sich feurige Männer und ein Stern, der wie ein Schwert ausfiel, fiel herunter. Daraus sagten manche Leute Krieg, Hunger und Pest an.“ Diejem Volksglauben, der noch hier und da lebendig ist, sowie mancherlei anderen Gründen, die für andere Vögel auch zutreffen, ist es zuzuschreiben, daß der harmlose Vogel vielfach verfolgt und getötet wird. Häufig sind mir in diesem Jahre schon ausgestopfte Seidenschwänze in Kürschnereien und Bräutäusern zu Gesicht gekommen.

Während seines Aufenthalts bei uns wird der Seidenschwanz auch häufiger gefangen und als Stubenvogel gehalten.

Wegen seines außerordentlich guten Appetits wird er aber bald lästig. Auf ihn könnte mit Recht die nicht gerade schmeichelhafte Charakteristik „dick, dumm, faul, gefräßig“ angewandt werden. An dem Ausbruch von Krieg und Seuchen, sowie an der stets zunehmenden Teuerung unserer Tage ist der Vogel durchaus unschuldig.

Etwas vom Süßwasserschwamm.

Unser Badeschwamm ist bekanntlich das Horngerüst eines in den Küstengewässern des Mittelmeeres lebenden Tieres. Unter dem Mikroskop zeigt er ein zierliches Maschenwerk von fädiger Hornmasse. Die Elastizität dieses Fadengerüsts bei großer Zahl und geringer Größe der Zwischenräume verleiht dem Ganzen die Fähigkeit, Wasser aufzusaugen und festzuhalten. Trotz der Weichheit und Nachgiebigkeit dieses Skelettes rechnet der Zoologe den Badeschwamm doch zu den Kiesel-schwämmen, er bringt ihn damit in verwandtschaftliche Beziehung zu unserem Süßwasserschwamm.

Bei diesem zeigt das Mikroskop auf dem Gerüstwerk von faseriger Hornsubstanz noch zahlreiche längliche, an beiden Enden zugespitzte Kieselnadeln, so daß der Badeschwamm als ein Kieselchwamm aufgefaßt werden kann, der die Fähigkeit verloren hat, derartige Kieselnadeln zur Festigung seines Skelettes zu bilden.

In unserer Heimat kommt der Süßwasserschwamm garnicht so selten vor, da er aber keinerlei Bewegungsercheinungen zeigt, fällt er dem flüchtigen Beobachter kaum auf. In klarem Wasser, an Brückenpfeilern, Baumwurzeln oder Steinen bildet er bis tellergroße und fingerdicke, krustenartige Lieberzüge oder auch aufrechte, geweihartig verzweigte Bäumchen, die gelblich-weiß-grau oder grünlich aussehen und der feinen Oeffnungen ihrer Oberfläche wegen sammetartig erscheinen. So ausgebildet habe ich ihn im Flögelner See und im Sellstedter See, in der Rahr und in der Lune gefunden. Die Tiere haben einen ganz charakteristischen schlammartigen Geruch; wenn man sie unverletzt heraushebt, kann man sie kurze Zeit im Aquarium halten und sich durch Zusatz von fein verriebenem Karminpulver davon überzeugen, daß die anscheinend leblosen Krusten einen Wasserstrom in ihrem Innern unterhalten, der durch die kleinen Oeffnungen eintritt und seinen Ausweg aus größeren, minder zahlreichen und meist kegelförmig erhöhten Löchern nimmt.

An der Unterseite der Krusten finden sich häufig kleine, ihrer Farbe und Größe nach am besten mit Sensförmern vergleichbare Kugeln. Das sind nicht etwa Eier, sondern eingekapselte Teile des Weichkörpers, mit deren Hilfe das Tier den Winter überdauern und sich damit die einmal besiedelten geeigneten Lebensgebiete für die Zukunft sichern kann. Die Verbreitung des Tieres dagegen erfolgt durch Schwärmelarven, die aus Eiern hervorgehen. In der Oberfläche der vorhin gekennzeichneten Dauerknospen liegen entweder einfache oder doppelquirlartige Kieselnadeln; deren Beschaffenheit in Verbindung mit der Form der Gerüstnadeln liefert wichtige Merkmale für die Unterscheidung der Arten. Die bei uns häufigste Form ist der Leich-Süßwasserschwamm (*Spongilla lacustris*).

W. Klie, Bremerhaven.

Ältere plattdeutsche Wörter.

In der Zeitschrift „Quickborn“ (IX, S. 1) teilt H. K. A. Krüger ältere plattdeutsche Wörter aus Mecklenburg mit und führt im Schlußabsatz mehrere derselben auf, die in Mecklenburg gänzlich verloren gegangen zu sein scheinen. Etliche dieser totesagten Wörter leben noch im Volksmunde des rechtsseitigen Niederwesergebietes.

So ist dort „peddick“ (peddig) noch allgemein gebräuchlich für das Mark im Holunder, in den Binsen usw.

Ebenso kommt „Wir“ (= Metalldraht) noch in der Umgangssprache vor. „Wieren“ nennt man dort Tätigkeiten, bei denen Draht benutzt wird. Strohdächer werden „gewiert“, wenn sie mit Draht statt mit Weidenruten befestigt werden. Schweine werden „gewiert“, wenn durch die Rüsselscheibe Draht gezogen wird, damit sie nicht wühlen können. Ein Korb, der schadhaft geworden ist, wird durch Draht haltbar gemacht, auch das nennt man „wieren“. Es erinnert dies an einen alten Bremer Ausruf „Of wat to wi—an?“, über den Tardel im Niedersächsischen Jahrbuch 1911 (Niederfachsenverlag Bremen) mitteilt, daß gemeint sei, Porzellan und Steingutsachen mit Drahtwerk auszubessern. Den Bremer Straßennamen „Langewieren“ führt Buchenau (Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet) auf Wiere, Draht, zurück in der Bedeutung einer langen, schmalen Straße.

Im Anschluß hieran sei noch der Ausdruck „anrahmsch“ erwähnt, womit man in den Niederwesermarschen einen Menschen bezeichnet, der überaus empfindlich ist. Ohne Zweifel hängt diese Wortbildung zusammen mit Rahm, der namentlich in seiner Bildung sehr empfindsam ist, so daß die Hausfrau äußerst behutsam mit den Milchsetten umgehen muß und sie nicht vorzeitig anrühren darf.

D. Steilen, Bremen.